

Mit dem Pfeil dem Bogen

oder

Der neue Wilhelm Tell

von Alfred Huggenberger

Das junge Frühjahr war für die Bubengilde unserer kleinen Hofgemeinschaft immer die Zeit der grossen Impulse. Wir hatten auf einmal so unendlich viel im Sinn, dass wir gar nicht merkten, wie eng uns der Kreis gezogen war. Wir fühlten uns zu neuen, bedeutungsvollen Taten verpflichtet und berufen, und es wurde dennoch nie etwas anderes daraus, als dass wir, einem heimlichen Zwang gehorchend, alle die halbvergessenen Baum- und Wiesenspiele vergangener Frühlinge der Reihe nach wieder hervor- und zu Ehren zogen. Keine Lustbarkeit, kein alter Frühlingsbrauch, der nicht mit neuer Glorie umgeben, aus der Versenkung aufgetaucht wäre. Zuerst kam das erlaubte und unerlaubte Abbrennen des dünnen Falchgrases am untern Rebenbord und an den Böschungen des Strümpfelgrabens, dann die Waldläuferfahrten mit den ausdauernden Rauchversuchen, die unfehlbar zu unserer Lenzenswiedergeburt gehörten. Die Ranken der Waldrebe lieferten uns billiges und wohlgebeiztes Rauchzeug. Als eine Art Vergnügungssteuer pflegte der Tobelbach die Endergebnisse unserer diesfälligen Bemühungen gelassen aufzunehmen und, in ihre Grundformen aufgelöst, unauffällig und verschwiegen dem Meere der Vergessenheit zuzuführen. Auch andere, gewagtere Schlingeleyen mussten unsere Bummelgänge durch Holz und Erlengrund angenehm würzen. So erinnere ich mich gut daran, wie wir einmal eine hoch überm Tobelbach stehende Beige Föhrenscheiter mit Hilfe von zwei als Hebel dienenden Stangen «abgewichteten», so dass die Scheiter bis auf einen kleinen Rest übers Bord hinaus und zum Teil in einen Bachtümpel hinunterkollerten. Wir leisteten die anstrengende, aber sehr unterhaltsame Arbeit in der Voraussetzung, die Klafferbeige gehöre dem Strehlmann von Hannisgrüt, der uns im vorherigen Herbst einmal beim Birnenstehlen getroffen und dem Lehrer verzeigt hatte. Am zweitfolgenden Abend kam dann Gottlieb Bräm, der auch eifrig bei dem Unfug mitgewirkt hatte, mit beschmutztem und durchnässtem Wämslein heim und machte uns verstohlen schwere Vorwürfe. «Ja, ihr dummen Schneuzer, es ist unser Holz gewesen, nicht dem Strehlmann seines! Ich habe das hinterste Scheit wieder ans Strässchen hinauftragen müssen, und bin fast kaputt gegangen. Gut, dass der Vater das andere nicht gewusst hat, sonst hätte ich zu allem hin noch das Leder voll bekommen.»

Gewiss, wir wagten uns daneben auch an ernsthafte Sonntagsausflüge heran, die uns bis auf die zweihöckrige Kuppe des Schauenberghügels führten und auf der andern Seite bis zur stolzen Feste Sonnenberg. Aber solche Fahrten waren uns nur das allererste Mal neu und wunderbar, ihr Zauber verblasste bei der Wiederholung. Unser Frühling hätte gemach eintönig und schal werden müssen, wenn nicht jehweilen plötzlich, wie aus der Luft gefallen, das Schützenfieber über uns gekommen wäre, die triebhaft schon im Kind aufsteigende Lust zu Waffenhandwerk und Wehrhaftigkeit. Mit dem ersten Schindelpfeil, der über Bräms Scheunendach schwirrte, hatten unsere verschwommenen Knabensehnsüchte unversehens Ziel und Ruhepunkt gefunden. Wir konnten uns einhellig darüber wundern, dass diese Herrrensache uns nicht schon früher eingefallen war.

Merkwürdig, immer fing es mit dem aus einem dünnen Scheit oder einer Schindel geschnitzten Holzpfeil an. Das mit einer Kerbe versehene Geschoss musste mit einem kurzen biegsamen Stecklein abgeschneilt werden, an dem ein mit dickem

Endknoten versehener Bindfaden befestigt war. Mit diesem unzulänglichen Geräte war ein Zielsuchen nicht möglich, es eignete sich nur zur blöden Schiesserei in die blaue Luft hinaus oder über einen Dachfirst, wobei die Geschosse zudem öfters auf der andern Dachseite hängen blieben und mit Mühe und Gefahr aus den Dachkenneln herabgeholt werden mussten, weil sie sonst nachher die Abfallrohre hätten verstopfen können. Auch kam es zum grossen Ärger des Schützen oft vor, dass der Faden sich zu fest in die Pfeilkerbe einklemmte und dieser, statt in die Höhe zu schnellen, am Endknoten hängen blieb. Jaköbli Stoller konnte sich über eine solche Gemeinheit bis zur Vernichtungswut aufregen, in der er Pfeil und Abziehstecklein so schnell wie möglich auf dem ersten besten Scheitstock in kleine Stücklein zerhackte.

Gewöhnlich kam er dann noch am selben Tage mit einem stattlichen Bund Schilfrohr angerückt, das damals für uns nur in einem kleinen Sumpfweiher des ziemlich weit entlegenen Schleipwaldes aufzutreiben war. Einige zähe, zu Bogen geeignete Haselstecken, von ihm mit Kenneraugen aus der wildesten Hecke herausgesucht, fehlten nicht, so wenig wie die zur Herstellung der Pfeilpfropfen unerlässlich notwendigen Holunderruten. Er verzog sich mit seiner wertvollen Beute siegesstolz, aber ohne uns eines Wortes zu würdigen, nach der Klitterwerkstatt seines Onkels Felix, die Türe streng hinter sich abschliessend. Nach kaum einer halben Stunde stand er mit einem Bündel Rohrpfleile auf dem Plan und mit dem straff gespannten Bogen, der beidseitig mit einigen in die Rinde eingeschnitzten Zierringen, sowie mit den Anfangsbuchstaben seines Namens geschmückt waren.

Dieses Ereignis bedeutete immer den Auftakt zur eigentlichen Hochsaison unserer Frühjahrsschiesserei. Die Schindelholzpfleile verschwanden ruhmlos in irgend einem Schopfwinkel; der Bogen, den man sich so recht schützenmässig über die Schulter hängen konnte, stand vor unseren Augen allein noch in Gnade. Sogar die Armbrust liessen wir neben ihm nicht gelten, und zwar mit der Bemängelung, man könne ja mit so einem Möbel nicht einmal senkrecht in den Himmel hinein schiessen. Unsere Geringschätzung hatte freilich noch einen triftigeren Grund. Die so genannten «Möbel» waren ihrer Beschaffungskosten wegen für uns ebenso wenig erreichbar, wie ein Lebkuchenhäuschen auf dem Mond. Durch den Neid auf einige Dorfbuben angespornt, die richtige Armbrüste mit Stahlbogen und geschnitzten Kolben besaßen, hatte Jaköbli Stoller einmal den Versuch gewagt, ein ähnliches Kunstwerk in kleinerem Massstabe zusammen zu schreinern, doch war ihm nur ein sehr mässiger Erfolg beschieden; besonders die Herstellung des Bolzens brachte ihn fast zur Verzweiflung. Unmittelbar nachdem sein Geschoss beim ersten Versuch um einige Meter am Ziel vorbei getaumelt war, verschwanden Armbrust und Pfeil in der schwelenden Höhle des Stollerschen Ofenloches. Der Bogen blieb als Sieger auf dem Plan zurück.

Im Verfertigen der Rohrpfleile und im Ausmass der Holunderpfropfen, welche letztere nach unserer Meinung für die Flug- und Zielkraft der Pfeile ausschlaggebend waren, wies sich Jaköbli wieder als der Geriebendste von uns allen aus. Ein besonderer Trick von ihm war, die Pfeile auf der Fingerspitze abzuwägen. Auf einem gewissen Punkte mussten sie sich die Waage halten, wobei für die zum Weitschuss bestimmten Geschosse nicht das gleiche Naturgesetz galt, wie für die so genannten Zweckpfleile. Wir baten ihn wiederholt um Preisgabe seines wertvollen Geheimnisses, aber er liess sich nicht dazu herbei. «Da wäre ich wohl dumm», sagte er. «Das Nachmachen ist keine Kunst, aber das Erfinden.»

Wir pflegten schliesslich die Pfeile insgeheim doch wie er mit viel Umständlichkeit abzuwägen, stellten aber wohlweislich auf das nachherige Ausprobieren ab. Später gestand uns Jaköbli freilich, dass er das auch so gemacht habe und dass die

Hexenkunst bloss eine Faxe von ihm gewesen sei, um uns am Narrenbündel zu führen.

Unsere Pfeil- und Bogenfreude spielte sich gewöhnlich in drei Hauptzeiten ab. Zuerst kam eine wütige Schiesserei in Hof und Baumgärten. Höhenrekorde wurden aufgestellt, wobei mancher gute Pfeil im Geäste unseres mächtigen Nussbaumes hängen blieb. Da auch der jüngere Nachwuchs bis zum kleinen Hosenmatz herab vom Fieber ergriffen wurde, erfreute sich der Sport bei den Erwachsenen keiner grossen Beliebtheit, besonders wenn die Zwischenerfolge hin und wieder aus einer geschwollenen Backe oder gar aus einer zersplitterten Fensterscheibe bestanden. So wurde der Unfug immer sehr bald als gemeingefährlich aus dem Weichbilde des Weilers verbannt, und es kam die Periode der Jagdfreuden und Indianerkämpfe, die uns den langen Schulweg verkürzen mussten. Bei unseren Jagden war der Hase oder Fuchs jeweilen ebenso gut bewaffnet wie sein Erzfeind; denn nach dem ersten Fehlschuss wurde der Spiess umgekehrt, der Weidmann musste umgehend die Rolle der verfolgten Kreatur übernehmen. Am schlimmsten kamen immer die kleinen Jagdhündlein weg. Sie mussten fortwährend mit herausgestreckter Zunge suchen, bellen und hetzen und auf jeden Pfiff hin gehorsam zu ihrem Herrn zurückkehren. Das dauerte so lange, bis die zweibeinige Meute, in die gerne auch die Mädchen eingereiht wurden, daheim Beschwerde erhob und unter Scheltworten in Schutz genommen wurde.

Nachdem das Jagen so seinen Hauptreiz eingebüsst hatte – denn das Rennen, Hetzen und Lechzen der Hunde machte uns immer den meisten Spass – , kamen die Indianerkämpfe daran. Hier tat sich Jaköbli Stoller, der den bezeichnenden Namen Siebentöter trug, wieder besonders hervor. Er führte in einem kleinen Arzneifläschchen eine gelbbraune Flüssigkeit bei sich, mit der er die Holunderpfropfen seiner Pfeile bestrich und sie damit nach dem Muster seines Vorbildes vergiftete. Er gab vor, das Gift würde einen Fuchs oder einen Hasen binnen zwei Minuten töten, während es jedoch für einen Menschen durchaus ungefährlich sei. Aber wir trauten der Sache doch nicht ganz, wir hatten vor seinen Pfeilen einen grossen Respekt, weshalb auch seine Partei meistens obenaus schwang, weil die Gegner entweder nicht aufzufinden waren oder dann ihr Heil in der Flucht suchten. Erst viele Jahre nachher, als das Bogenschiessen für uns längst eine abgetane Sache war, teilte er mir einmal lachend mit, er habe das Pfeilgift, einen Absud aus der Rinde von so genannten Krottenruten, weiland seiner Grossmutter gestohlen, die es zum Vertreiben einer Hautflechte gebraut habe.

Doch auch die Indianerei hielt sich selten lange, insbesondere der vielen Schulverspätungen wegen, die sie verursachte. Sie wurde durch den weitaus ruhigeren Sport des Zweckschiessens abgelöst, der den grossen Vorteil besass, dass man die Knabenhaftigkeit abstreifen und die Gepflogenheiten der Erwachsenen nachahmen konnte. Die Zeit der pflichtmässigen Schiessübungen, die jeweilen am Sonntag-Nachmittag stattfanden, musste streng innegehalten werden. Mein älterer Bruder, dessen Gerechtigkeitssinn und Unparteilichkeit keiner von uns anzweifelte, amtete als Schützenmeister und führte die aus entwendeten Schulheftblättern hergestellten Schützenbüchlein. In zähem Wettstreit kämpften wir um den heiss begehrten Ehrentitel des Schützenkönigs; er fiel demjenigen zu, der in fünf aufeinander folgenden Übungen die meisten Punkte erreicht hatte. Die sichtbare Auszeichnung des vom Schiessglück Begünstigten bestand in einem Kränzlein von immergrünen Ligusterzweigen, die nach unserer Meinung am meisten Ähnlichkeit mit dem echten Lorbeer aufwiesen. Ich glaube, keiner von uns hat in seinem späteren Leben eine errungene Ehrung mit grösserem Herzstolz zur Schau getragen, als diese paar armseligen Zweige aus irgend einer verlorenen Waldhecke. Beim so

genannten Endschiessen, wo es nur noch auf Punkte ankam, war die Luft derart geladen, dass gegen das Ende hin auch die wenigen kleinen und grossen Zuschauer in unheimlicher Stille verharrten, bis der letzte Schuss gefallen war.

Für die Schützen selber handelte es sich recht eigentlich um Sein oder Nicht-sein. Nur wenn ich mir das vergegenwärtige, ist es mir heute einigermaßen verständlich, dass ich einmal, nachdem mir Gottlieb Bräm den Liguster-Lorbeer mit einem einzigen Punkt entrissen hatte, richtig rappelköpfig werden konnte. Anfänglich vermochte ich mich zwar zur Not zu beherrschen, ich gab mir alle Mühe, gleichgültig zu erscheinen. Aber im entlegenen Morgenwalde, wohin ich mich mit Pfeil und Bogen zurückzog, übernahmen mich Wehleidigkeit und Selbstqual, wie noch nie vorher im Leben. Wenn es mir *heute* nicht gelungen war, etwas Besonderes zu werden, so war die Erfüllung dieses meines Herzenswunsches überhaupt für alle Zeiten ausgeschlossen. Um zwei einzige blöde Punkte war ich vom Leben geäfft worden! ... Ich fasste den Entschluss, vorläufig nicht heimzukehren. Vielleicht in zwei, drei Tagen – vielleicht gar nicht mehr, je nachdem es mir dann passte. Meine Pläne waren sehr unklar. Ich liebäugelte sogar in verschwommener Weise mit dem Gedanken an Selbstvernichtung und machte ein überaus bedeutendes Wesen aus mir. Wenn ich nun einmal mit der ganzen Welt wild war, so sollte sie das auch gehörig zu spüren bekommen! – Schon am frühen Abend stellte sich indessen ein gesunder Fresshunger bei mir ein, dem mein junger Weltschmerz nicht gewachsen war. Ich schlenderte ernüchert heimzu.

Die vertrauten Höfe lagen unglaublich gleichgültig und behaglich in ihren Sonntagabend eingebettet vor mir da. Gewiss, wenn ich jetzt ausgeblieben wäre, sie hätten es nicht anders gehalten. Zum ersten Mal empfand ich so recht steil und unvermittelt, wie wenig ein einzelnes Menschlein selbst in diesem kleinen und kleinsten Kreise zu bedeuten habe. Die Schornsteine würden dennoch rauchen, die beiden Hofbrunnen würden ihren klaren Wasserquell nicht einen Augenblick zurückhalten.

An den Kranz vermochte ich jetzt bereits mit einer grossen Gelassenheit zu denken! O je – wegen diesem lausigen Kränzlein! ... Und doch zwang mich dann eine giftige Neugierde dazu, durch ein offenes Fenster in Bräms Stube hinein zu spähen. Der Kranz hing an einem Nagel neben der Wanduhr; er war etwas lotterig geworden, einige Blätter waren bereits abgefallen.

Die Stube war leer und verlassen. Auf dem alten nussbaumenen Tische stand die mir wohlbekannte böhmische Flasche, umgeben von einem Gesinde halb- und ganz ausgetrunkener Weingläser. Es waren wohl Verwandte dagewesen, und da hatte man es ein wenig krass gegeben, – dem Gottlieb und seinem Kranz zu Ehren. Ich wusste genau, dass die rundbauchige Flasche mit dem schlanken, geraden Hals und dem zierlichen Glaspfropfen nur an bedeutenden Tagen in Erscheinung trat. Ich wusste, dass sie als ein kostbares Erb- und Glanzstück vom Stolz der Familie gleichsam mit einem Heiligenschein umgeben war. Gottlieb hatte schon oft geprahlt, die böhmische Flasche sei über hundert Jahre alt.

Da stieg mit urplötzlicher Schnelle ein Gedanke in mir auf, den ich unbesehen augenblicklich zur Tat werden liess. Es war nicht ich selber, es war ein mir gänzlich fremdes Wesen, das den Bogen hochnahm und auf die böhmische Vase anlegte. Ich kann noch heute steif behaupten: Nicht ich bin Schuld, dass sie eine Sekunde darauf in Scherben zerklirrte. Ich glaubte, ruhig stehen bleiben und den Gang der weiteren Ereignisse abwarten zu dürfen. Es ging mich doch alles gar nichts an! Was hätte ich denn für einen Grund haben sollen, die schöne Flasche zu verglasen? ...

Aber auf einmal kam mir die Besinnung, ich schnellte wie ein im Satz erschreckter Hase auf und ergriff die Flucht. Es wäre mir nicht verwunderlich vorgekommen, wenn

hinter mir ein Schuss gekracht hätte. Von einem kleinen Wiesenbord nach einer Seite hin gedeckt, drückte ich mich feldaus und fühlte mich bald in Sicherheit. Bräms waren jedenfalls schon im Stall, und die Frau mochte die Verwandten noch ein wenig begleitet haben. Aufatmend liess ich mich von der Hoffnung beleben, dass niemand etwas bemerkt habe. Warum hatte ich denn nur auf die verdammte Flasche zielen müssen? Ganz nebenbei machte ich eine kleine Feststellung: es fehlte mir einer von den zwei braun gefärbten Pfeilen, die ich dem Jaköbli Stoller vor einigen Tagen wegstibitzt hatte.

An einer sehr hässlichen Eingebung rasch weiterspinnend, stiess ich auf den Gedanken, dass ich heute in Hannisgrüt eine Bolzwaage hätte abholen sollen, die wir ndern Tages zum Strohabwägen brauchten. Alsbald machte ich mich auf weiten Umwegen, so viel wie möglich auf versteckten Waldpfaden, nach Hannsigrüt hinüber, wo ich den vergessenen Auftrag pflichtschuldig ausrichtete.

Es fing schon an zu dämmern, als ich mit der Bolzwaage auf der Schulter zu Hause ankam. Bogen und Pfeile hatte ich irgendwo im Walde versteckt. Ich gab vor, wir hätten es halt bei Strehlmanns Füllen und bei den jungen Schafen sehr lustig gehabt, drum hätte ich mich so lange gesäumt. Die Mutter sagte, es sei ganz recht, dass ich nicht dagewesen sei, sonst hätte ich am Ende auch bei der bösen Geschichte mitgemacht. Der Jaköbli Stoller habe nämlich durchs Fenster auf Bräms schöne böhmische Flasche geschossen. Aus Ärger darüber, dass er beim Schiessen der Letzte gewesen sei. Der gefärbte Pfeil habe ihn zum Glück verraten, aber der Lämmel leugne es immer noch ab.

Ich nahm meinen Kameraden gleissnerisch in Schutz. «Aber – so etwas *macht* doch der Jaköbli nicht! Das kann mir niemand angeben!»

Vor dem Schlafengehen lauerte ich noch ein Weilchen am halboffenen Fenster. Ich hörte, wie der alte Bräm und Jaköblis Götti meinen Kameraden neben Stollers Schweinestall einem scharfen Verhör unterzog, wobei jedoch die Beteuerungen des vermeintlichen Übeltäters auf den Gang der Verhandlung nicht den geringsten Einfluss ausübten.

Nun hätte ich ja zum Fenster hinaus hinüberschreien können: «Ich bin es gewesen! So hört doch: ich!» – Nein. Ich bin sehr still geblieben. Ich habe – nur in Gedanken – zu mir selber gesagt: «Geschieht ihm eigentlich recht. Warum will er immer besondere Pfeile haben...»

Und nun begann bereits die Exekution. Ich schlüpfte ins Bett und hielt mir die Ohren zu, aber ich hörte das Schreckliche doch. Jaköbli heulte während der Züchtigung nicht; er krächte nur immer aus Leibeskräften: «Nei! – Nei! – Nei!» Der Götti Felix aber schrie bei jedem Streich, den er mit dem Lederriemen führte: «Jo! Jo! – Joo, du Saubengel!» Erst auf die beweglichen Fürbitten der Brämin und Jaköblis Grossmutter fand der Strafvollzug endlich seinen Abschluss. Der Gerechtigkeit war Genüge geschehen. Ich redete mir ein, die Prügel würde ich ja sehr gern für den Jaköbli hingenommen haben, aber wie hätte ich meinen Eltern den grossen Ärger und die Unehre antun dürfen? ...

Im darauffolgenden Sommer ertappte ich Jaköbli eines Nachts auf unserem alten Pflaumenbaum im Grasgarten. Er bat mich dringlich, ihn ja nicht zu verraten, der Götti würde ihn ja halb tot schlagen. Ich gab ihm die beruhigende Versicherung ab, es werde nie etwas auskommen, beim Eid nicht. Er möge nur getrost noch alle Taschen füllen und dann herabkommen. Ich begleitete ihn noch bis hinter Bräms Wagenschopf. Hier legte ich ihm, durch seine eigene Schuld gesichert, das Geständnis ab, dass *ich* damals dummerweise auf die böhmische Flasche geschossen habe.

«Der Götti hat seinen Lohn auch bekommen», berichtete mir Jaköbli hierauf mit dem Wonnegefühl der Genugtuung. «Ich habe ihm in der Kirschenzeit einmal zwei Sprossen aus der Leiter genommen und zwei ganz alte morsche Stäbe dafür eingesetzt. Nicht zu hoch oben, weil es sonst etwas Dummes hätte geben können. Aber es hat ihm beim Abrutschen, weil er die Pfeife zu fest im Munde hielt, doch einen vorderen Zahn herausgeschlagen. Der Götti hat anders geweebert (*gebibbert, gezittert*)! So etwas muss allweg saumässig wehtun!»

Nun hatte ich also neben der böhmischen Flasche und Jakobs Prügeln auch noch Felixens hässliche Zahnlücke auf dem Gewissen. Er hatte ja wohl keine Ahnung davon; aber wenn ich in jener Zeit an ihm vorbei musste, blieb ich immer auf der andern Seite der Strasse, und jedes Mal war es mir, als müsste er nun plötzlich schräg auf mich zuhalten: «So – du kommst mir grad recht! Ich will dir jetzt einmal zeigen, was bei mir ein Zahn kostet!»